

Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 49 (1997)
Heft: 4

Artikel: Die Jagd nach dem verlorenen Schatz
Autor: Slappnig, Dominik
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-932031>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Jagd nach dem verlorenen Schatz

An der diesjährigen Berlinale musste das grosse Filmereignis gesucht werden. Die Amerikaner dominierten wieder einmal den Wettbewerb, das Panorama war für Überraschungen gut, das Forum lässt nach.

Dominik Slappnig

Die kleine Crossair-Maschine wird in der Luft arg durchgerüttelt. Windböen fegen beim Start über Zürich. Wir haben eine halbe Stunde Verspätung. Das Flugzeug ist gefüllt mit Journalisten, drei Regisseuren und einigen Verleihern. Alle sind sie unterwegs nach Berlin. Jedes Jahr am ersten Tage der Berlinale das gleiche Ritual. Der Morgenflug Zürich-Berlin ist der erste Treffpunkt der Schweizer Filmszene. Später, in Berlin, streben sie dann alle auseinander. Jeder geht seinen eigenen Weg. Auf der Suche nach dem grossen Filmereignis.

«In Berlin erfüllte sich der Traum einer menschlichen Gesellschaft, der auch meiner ist: Freiheit, Freundschaft zwischen den Völkern und Kulturen in kreativer Bewegung als Ausdruck politischen Willens», sagt Jurypräsident Jack Lang zur Eröffnung der Berlinale. Wie weit die Filmkultur allerdings dem politischen Willen untergeordnet sein darf, damit sie noch geniessbar ist, ist eine andere Frage.

Nicht im Programm der Berlinale gezeigt wird einer der besten deutschen Filme seit langem, Helmut Dietls «Rossini». Dafür wird die schwache Produktion «Mein Herz – Niemandem!» von Helma Sanders-Brahms im Rahmen des Wettbewerbs uraufgeführt. Auch sonst verspricht der Wettbewerb keine Entdeckungen. Die meisten der US-Produktionen hat der Kritiker schon zu Hause gesehen.

Das Branchenblatt Variety wird später zusammenfassen: «Das Festival weckte den Eindruck, als bestehe seine Hauptfunktion nur noch in der Lancierung grosser Hollywoodfilme». Tatsächlich wurden mit «The People vs. Larry Flynt» von Milos Forman (Goldener Bär), «The English Patient» von Anthony Minghella (Silberner Bär für die beste Darstellerin an

Juliette Binoche) und «Romeo & Juliet» von Baz Luhrmann (Silberner Bär für den besten Darsteller an Leonardo DiCaprio) die Filme ausgezeichnet, die in den USA bereits Golden Globes und Oscar-nominierungen eingeheimst haben, und deren Kinostart hier unmittelbar bevorstand.

Beim Festival reagiert man gelassen auf die Kritik. Die grossen amerikanischen Filme seien für die Presse die grössten Zugpferde. Darum würden sie auch programmiert. Ein Kurzschluss, denn würden im Wettbewerb auch bessere Independent-Filme gezeigt oder Filme von jungen, talentierten Regisseuren oder ansprechende europäische Produktionen, würde sich dieses einseitige Interesse verteilen.

So aber rennen die Journalisten zu zwölf und mehr zu sogenannten Roundtable-Interviews mit Stars, wo keine vernünftigen Fragen mehr möglich sind. Beispielsweise an Courtney Love, Witwe von Nirvana-Sänger Kurt Cobain und Hauptdarstellerin im Film «The People vs. Larry Flynt». Das sieht dann so aus: Sobald eine Frage den engen Horizont des Films übersteigt, mahnen zwei Aufpasser des Verleihs, nur Fragen zum Thema zu stellen. Einmal mussten die Aufpasser sogar bei einer Schlägerei zwischen zwei Journalisten, einem Holländer und einem Australier, eingreifen. Der eine hat dem anderen vorgeworfen, alle Fragen egoistisch an sich gerissen zu haben. Das hat dem anderen nicht gefallen, und er hat dem einen eine runtergehauen. Was wiederum der eine nicht auf sich sitzen liess...

Zuweilen kommt sich der Kritiker vor wie in einem schlechten amerikanischen Film. Leider fehlt darin manchmal der Humor. Davon und von der nötigen, bissigen Satire hat es in Tim Burtons Film

«Mars Attacks!» genug. In einem richtigen Interview fragt der Kritiker den ganz in schwarz gekleideten Burton, mit Blick auf die schlechten Einspielergebnisse in seinem Land, warum die Zuschauer seine Satire auf die US-Gesellschaft nicht gemocht haben. Burton schaut seitlich schräg neben seiner grossen, schwarzumrandeten Brille vorbei und sagt: «Es geht doch dabei um die Gegensätze normal und abnormal. Ich lebe in einem Land, wo beispielsweise Politik als normal angesehen wird. Aber ausgerechnet dort wurde mit Ronald Reagan ein Schauspieler zum Präsidenten gewählt. Später stellt sich heraus, dass Präsidenten in ihren Reden Zitate aus Arnold-Schwarzenegger- und Clint-Eastwood-Filmen verwendeten. Unser heutiger Präsident spielt Saxophon an Talk-Shows und spricht auf MTV über die Farbe seiner Unterhosen. Was also ist nun normal und was abnormal? Deshalb, wenn ich mir das Geschehen in meinem Land anschau, fühle ich mich oft wie ein Marsmensch auf dem falschen Planeten».

Ebenso vorgekommen sein müssen sich die beiden Zwillinge Terry und Greyo in «Twin Town» vom Waliser Kevin Allen, dessen Film von Danny Boyle und Andrew McDonald, dem Regisseur und dem Produzenten von «Trainspotting», mitproduziert wurde. Swansea ist die Stadt in Wales, wo die beiden Zwillinge für Unruhe sorgen, indem sie Autos klauen und diese mit überhöhter Geschwindigkeit ausfahren. Die beiden Polizisten, die auf sie angesetzt sind, sind korrupt, im Drogengeschäft und stecken mit dem lokalen Grossunternehmer von Swansea unter einer Decke. «Twin Town» ist eine schwarze Komödie über soziale Ungerechtigkeit. Ein Film, der in seinem ersten Teil mehr Drive und mehr Engagement vereint als fünfund- ▶



neunzig Prozent der restlichen Filme des diesjährigen Wettbewerbs. Nur kann er diesen Schwung nicht bis zum Schluss durchhalten. Als der Film plötzlich ins Tragikomische wechselt, können die flach gezeichneten Figuren der Zwillinge nicht mehr überzeugen.

Erst gar nicht in Fahrt kommt der neuste Spike-Lee-Joint. «*Get on the Bus*» ist ein Film über den *million man march*, der am 16. Oktober 1995 in Washington D. C. stattgefunden und zu dem der Schwarzenführer Louis Farrakhan aufgerufen hat. Durch seine Initiative machten sich in den ganzen Staaten *brothers* auf den Weg, seine Stimme zu vernehmen (die *sisters* mussten zu Hause bleiben). Der Film zeigt während zwei Stunden zwanzig Männer auf ihrer Reise von Los Angeles quer durch den amerikanischen Kontinent. Da die Reise lang ist und man in einem Bus nicht viel anderes machen kann als reden und schlafen, lässt Lee seine Männer reden, reden, reden. Dabei haken sie Themen wie Drogen, Solidarität, Familienverantwortung usw. brav ab, nur als Zuschauer schläft man langsam ein. Am Schluss hat man das Gefühl, in einer Schulstunde gegessen zu haben.

Ein wahres Verbrechen auf Zelluloid liefert Lord Richard Attenborough mit seinem «*In Love and War*». Darin spielt Sandra Bullock eine amerikanische Krankenschwester, die im Ersten Weltkrieg in Italien im Einsatz steht. Sie verliebt sich in einen Patienten, den jungen Soldaten Ernest Hemingway (Chris O'Donnell). In der letzten Nacht, bevor Hemingway zurück in die USA geschickt wird, schlafen die beiden miteinander. Sie wollen nach dem Krieg heiraten, doch kommt es nie dazu. Später fasst der Schriftsteller die Romanze in einer Kurzgeschichte in «*A Farewell to Arms*» zusammen. Dass darin mehr von der Liebe und Sehnsucht zweier Menschen zu spüren ist als in 110 Filminuten, ist die Tragik von «*In Love and War*», dass der Film aber durch die romantische Brille gesehen den Schrecken des Krieges völlig verharmlost und ihn als Kulisse für eine beliebige Liebesgeschichte missbraucht, ist sein Verbrechen. 1969 hat Attenborough mit dem Film «*Oh! What a Lovely War*» als Filmemacher debütiert. Damals hat er den Titel des

Films über den Ersten Weltkrieg ironisch gemeint. Heute ist es ihm offenbar bitterer Ernst.

Filme aus Hongkong ziehen sich wie ein roter Faden durch das Programm der diesjährigen Berlinale. Besonders fällt dabei «*Wo ai chufang*» (Die Küche) von Yim Ho auf, der herausragende Film des Wettbewerbs. Aggies Grossmutter stirbt. Dies stürzt die 20jährige in eine Depression. Sie hört auf zu sprechen und zu essen. Aus der Lethargie reißt sie der gleichaltrige Louie heraus. Er bringt sie zu sich nach Hause, wo er und sein Vater Emma, der sich vor längerer Zeit durch eine Geschlechtsumwandlung veränderte, für sie sorgen. Langsam gewinnt Aggie wieder Vertrauen zum Leben. Eines Tages tötet einer von Emmas Liebhabern diesen mit einem Messer. Nun trauert Louie. Um zu sich zu finden, geht er nach China. Zwei Jahre vergehen, bis sich die beiden wieder treffen. Endlich scheint ihrer Liebe nichts mehr im Weg zu stehen. Der Film überzeugt von der ersten Einstellung an durch seine poetischen Bilder. So versucht Aggie beispielsweise nach dem Tod ihrer Grossmutter immer wieder, mit ihren ausgestreckten Armen den Mond zu fassen. Der Mond sei wie die Grossmutter, in der Vorstellung sehe sie beide klar vor sich, aber beide könne sie nicht berühren.

«*Ah Kam*» (The Stunt Woman) ist ein faszinierender Film der Hongkonger Independent-Regisseurin Ann Hui. Sie erzählt darin das Leben der jungen Chinesin Ah Kam (Michelle Khan), die nach Hongkong kommt, um einen Job zu finden. Von einem Kung-Fu-Regisseur wird sie für Stunts eingestellt. Da Ah Kam in China als Kind eine harte Ausbildung in



«*Twin Town*» von Kevin Allen



«*Ah Kam*» von Ann Hui



«*Wo ai chufang*» von Yim Ho

Kampfsportarten absolvierte, kann sie in ihrem neuen Job bestehen. Doch sozial ist die Einwandererin isoliert. Plötzlich überschlagen sich die Ereignisse. Ah Kam verliebt sich in einen reichen Geschäftsmann, heiratet ihn, wird aber von ihm ausgenutzt und betrogen. Sie geht zurück zum Film und wird bei einem ihrer waghalsigen Einsätze als Stunt Woman schwer verletzt. In einem Gespräch erzählt Ann Hui, dass in Hongkong immer wieder Stuntmen bei ihren Einsätzen getötet würden. Sozialleistungen oder Versicherungen gäbe es in der drittgrößten Filmindustrie

der Welt keine. Wer nicht arbeite, gleich ob Schauspieler, Stuntman oder Regisseur, erhalte kein Geld. Nur so sei es zu erklären, warum Schauspieler in Hongkong in wenigen Jahren oft in mehr als hundert Filmen auftreten.

Aufgefallen ist die schlechte Präsenz von Filmen aus Frankreich. Sollten diese in Cannes anlässlich der fünfzigsten Ausgabe ihre Premiere haben, kann man an der Côte d'Azur ein tolles Festival erwarten. In Berlin als Geheimtip gehandelt wird dafür Yolande Zaubermans *«Clubbed to Death»*. Doch erstens werden die Erwartungen völlig ungerechtfertigt in die Höhe geschraubt, und zweitens läuft der Film im diesjährigen Forum, und dort hat man schlicht nichts Besseres zu bieten. War das Internationale Forum des Jungen Films lange Jahre ein Garant für gute Filme und ein sorgfältig zusammengestelltes Programm, treten in diesem Jahr vor allem die Schwächen dieser Veranstaltung zutage. Krampfhaft bemüht man sich dort, wie es der Name schon sagt, jung zu bleiben, verpasst aber stattdessen die Tendenzen des jungen Films. *«Clubbed to Death»* erzählt die Geschich-

te der jungen Lola (Elodie Bouchez), die eines Abends die Bushaltestelle in einem Pariser Vorort verschläft und erst an der Endstation vom Fahrer geweckt wird. Sie tanzt die Nacht in einem fremden Technoschuppen durch. Dabei verliebt sie sich in den Marokkaner Emir (Roschdy Zem), der mit der drogensüchtigen Saida (Béatrice Dalle) zusammen ist. Der Film ist eine pupertäre Liebesgeschichte mit rassistischen Untertönen. Die Marokkaner werden auf ihre vegetativen Eigenschaften reduziert. Sie sind gut im Bett und toll im Boxen, aber denken können sie nicht für einen Sou.

Ein Film, den man früher im Forum gefunden hätte, der nun aber im Panorama gezeigt wird, macht deutlich, wie sich die Gewichte zugunsten des Panoramas verschoben haben. *«Chasing Amy»* von Kevin Smith ist der beste Film der diesjährigen Berlinale. Der 1970 in New Jersey geborene Amerikaner, der 1994 mit *«Clerks»* einen 25'000 Dollar Überraschungscoup landete, präsentiert mit Hilfe von Miramax seinen dritten Film, eine Komödie über sexuelle Neigungen. Der Comic-Zeichner Holden verliebt

sich in die Comic-Zeichnerin Alyssa. Die Liebesgeschichte könnte nun starten, wenn nur Alyssa nicht auf Frauen stünde. Obwohl sich die beiden unter solchen Voraussetzungen darauf einigen, es bei einer ganz normalen Freundschaft zu belassen, passiert das Unglaubliche. Sie verlieben sich und werden ein Paar. Was wie ein ganz grosses Klischee aussieht – Lesbe ist nur Lesbe, weil der richtige Typ nie vorbeischaute – ist eine grossartige Komödie, die sich bewusst zwischen alle Stühle setzt, das Klischee meisterhaft aufbricht, damit provoziert, aber vor allem wunderbar unterhält. Solche Dialoge, wie sie Kevin Smith im Moment schreibt, erfindet im amerikanischen Film ausser ihm keiner.

Der Abendflug Berlin-Zürich ist ruhig. Die Maschine lässt Regen und Wind in Berlin hinter sich. Nur wenig Passagiere sitzen in den Reihen. Die Kritiker kehren vereinzelt zurück. Einige hängen noch ein paar Tage an, andere verkürzen ihren Aufenthalt wegen einer grassierenden Grippe. Bei der Ankunft in Zürich leuchten die Sterne am Himmel so nah, dass man sie fast packen könnte. ■

